

(Nachdruck verboten.)

2]

Das Blut.

Roman von J. J. David.

Die Frau wurde sehr blaß: „Ich hab' mich mein Lebtag geplagt, und was Du hast, das hab' ich mitgeschafft. Und soll ich mir darum in meinem Hause sagen lassen, daß ich nichts taug'? Bin ich dafür alt geworden? Und warum? Weil ich so thun will, wie jeder Christenmensch thäte? Sag' Du, was Du willst: da hat sich doch Manche in Seiden vor ihr zu schämen, und sie ist stolz und kalvinisch blieben und hat gehungert und sich nicht gemüdt. Oder hat sie Dich angebettelt? Und Du schimpfst sie ins Grab hinein? Und schreist mit mir, wie nie? Das ist schlecht, und Du bist's und sonst Keiner mehr in dem Zimmer!“

Er lenkte ein: „Und was willst Du mit dem Kind?“

„Brav soll sie werden, die Gabi!“

„Und glaubst, Du kannst sie dazu machen? Bedenke, es wird sein Lebtag kein Bauernpferd englisch. Das Blut macht's da aus. Wird's bei Menschen auch nicht viel anders sein.“

Sie hielt noch eine Nuß in der Hand; so gewaltsam schlossen sich ihre Finger darüber, daß man es trachen hörte: „Brav will ich sie machen, oder sie soll mir nicht leben, die Gabi.“ Es klang wie ein Eid, und wer die Frau sah und wie ihre Augen flammten unter den grauen Haaren, der wußte, daß es ernst gemeint war.

Er zuckte die Achseln: „Thu, was Du mußt. Aber mein ist sie nicht.“

„Soll's nicht sein. Hat man die verdorben durch Güte, wird man's hier nicht. Sie muß mir brav werden, die Gabi!“

Es war eine schwere Fahrt, die Salome Lohwag noch des gleichen Tages antrat. Sie hatte sich wohl dazu herausgeputzt, und Rupert, der um den Wagen herumischlich, um ihr fein gewohntes: „Mußt Dich nicht tummeln mit dem Heimkommen, aber schon gar nicht“, zum Abschied nachzurufen, staunte ordentlich, wie stattlich und herrenmäßig sein Weib einherschritt. Selbst etwas Schmutz hatte sie angelegt und freute sich, daß der Pächter sein schönstes leichtes Gespann hatte aus dem Stalle ziehen lassen. Man sollte sehen, daß es ordentliche Leute waren, zu denen die Gabi kam. Aber eine Freude hatte sie nicht mit sich; stumm fuhr sie durch das blühende Land, durch die Städte und Flecken, mit denen es überfäet ist. Oft wurde sie ehrfürchtigst gegrüßt, wenn ihr Wagen an einem der Wirthshäuser längs der hohen weißen Straße vorüberfuhr. Das hatte sie sonst errent: das waren ihnen pflichtige Leute, und sie wußte von Jedem, wie hoch er bei ihnen im Schuldbuche stand, und konnte so im Fahren berechnen, um wie viel ihr Einfluß und damit ihr Vermögen gewachsen war. Heute ließ sie's gleichgiltig, immer ernster und finsterner sah sie darein, und wendete sie sich rückwärts und sah nach dem Brettchen, das bestimmt war, mit Gepäc beladen zu werden, dann seufzte sie wohl gar.

Aber noch strenger schaute sie in die Welt, da sie am nächsten Tage heimfuhr. Sie war länger fortgeblieben, als sie gedacht; doch nicht das war es, was sie also verstimmte. Ihr war wie Einem, der unversehens in eine Pfütze getreten. Ein häßlicher Geruch, ein häßlicheres Erinnern verfolgte sie. Nicht an das, was sie vor Gericht zu thun gehabt; rasch und sicher, eine kluge und in Geschäften besahrene Frau, hatte sie das abgewidelt. Aber der Bilder im „Hause“ des Theater-Direktors konnte sie nicht ledig werden, in jener einen, engen Stube, die überfüllt war mit Stram, mit liederlich herumliegenden fremdartigen Gewändern, mit kreischenden Kindern; von der aus man auf die Bühne mit ihrem armeneligen Gerümpel sah — „ein großer Vortheil, verehrteste Gönnerin, insonderlich die Leitung der Proben anlangend“, hatte der Direktor versichert — in der immer und garstig der Brodem schwälender Delampen athmete. Dort hatte sie ihr Schwesterkind gefunden; sie konnte den Ekel nicht einmal dann verweisen, wenn sie auf die Kleine schaute, die in dürftiger Anmuth neben ihr saß, in ihrem schwarzen Kleidchen, das wunderbar genug zusammengeknüpelt war; nicht den Groll gegen die Todte, wenn sie des amoch leeren Brettchens in ihrem Rücken gedachte. Die ärmste Bauernmagd sparte und scharrte,

wenn sie eine Tochter hatte — die Todte aber... Oh! Rupert hatte recht gehabt! „Still, Gabi,“ fuhr sie, aus ihren Träumereien heraus, das Mädchen an, dessen schmale Wanglein sich in der neuen und raschen Lust des Fahrens geröthet hatten und das sich neugierig vom Sitze erhob. Es duckte ohne Besinnen nieder; nur rascher athmete es und schwieg.

Es war ganz dunkel, als sie heimkamen. Oft und oft hatte Rupert in jenen Stunden ausgespäht und ein ingrimmiges „Wo das nur bleibt? Das treibt sich in der Welt herum und lichterlicht den Herrgott vom Himmel herunter“ vor sich hingebrommt. Nun kam er der Letzte zum Wagen; aber gelassen bot er seiner Frau die Hand und fuhr dann damit prüfend seinen Pferden über die Rücken. Sie fühlten sich ein wenig feucht an, und „Lump, wenn Du mir die Thiere noch einmal übersehen wirst!“ wettete er auf den Knecht los. Er sah nicht, daß neben Salome ein schwächtiges, etwa acht-jähriges Mädchen saß, hörte kaum auf das: „Das ist die Gabi, Rupert,“ seines Weibes. Nur flüchtig wendete er sich: „So? Grüß' sie Gott“, und ging in seinen kurzen und drollig breiten Schritten auf das Brauhaus los, aus dessen Schornsteinen starke weiße Wolken gen Himmel qualmten. „Rupert!“ rief sie ihm nach. Er achtete nicht darauf, „Rupert, ich hab' mit Dir zu reden!“

„Dann komm zu mir!“ klang es schon ferne. Sie folgte ihm.

Gabi aber kletterte ungeschickt genug vom Wagen herunter; an das Trittbrett hielt sie sich, guckte sich mit großen, braunen Augen um, sah die fremde Welt und wußte nicht, was thun. Die Pferde wurden ausgeschirrt, verlöscht die Laternen auf dem Kutschbock, die eine Weile lang ihr Gesichtchen mit eigenem Schimmer übergossen hatten. Sie aber blieb immer noch allein, und es hungerte sie mächtig. Es ward völlig Nacht, und ihr bangte; unter den Nußbäumen war Kerzenlicht und ein lautes Wesen. Endlich klang es hart und scharf über den Hof herüber: „Gabi, wo steckst Du?“ und müde, zaghaft und unsicher trippelte sie dem Bohnhause zu, das fortan ihre Heimath werden sollte und ihr so ungestaltigen Empfang geboten hatte.

Unter den Nußbäumen sahen noch zwei Zecher schweigsam. Nun stieß der Eine den Nachbar an: „Gast das Kind geseh'n? War das schön, Herrgott und Heiland!“

„Seit wann kümmerst Dich schon um Mädeln, wenn sie noch so klein sind?“ lachte der Andere. „Ober denkst Du an die Zukunft? Aber wir könnten geh'n, meinst nicht? Es wird mir wieder zu spät sonst, und ich hab' morgen zu schaffen. Zahlen kann ich so wieder, gelt Franz? Gehst mit heim?“

„Ich hätt' noch zu thun, Johann.“

„Wo denn wieder?“

Keine Antwort kam; der Größere ging langsam und für sich dorfwärts. Dabei fuhr er sich manchmal mit der Hand über's glattrasirte Gesicht und piff leise, doch nachdrücklich die Melodie eines Chorals vor sich hin. Er hatte eine beachtenswerthe Fertigkeit darin, sie so zu ändern, daß sie noch vollkommen kenntlich blieb und dabei dennoch einem Gassenhauer bedenklich ähnelte, und das war immer ein Zeichen allerbesten Laune bei Herrn Franz Rüttemann.

III.

Es wird immer ein Tag der Entscheidung für das Leben eines Menschen sein, wann er sich zum ersten Male seiner Vergangenheit bewußt wird. Unglücklich das Kind, bei welchem dies eintritt, denn ihm sollte eigentlich bloß die Gegenwart gegenwärtig sein; ihr hat's zu leben: denn die Sorge um das kommende gebührt dem Vollkräftigen; über Gewesenem sinnen, ist Sache des Greises, der gerne wüßte, wie und von welchen Wurzeln er also geworden ist, wie er sich fühlt. Und wenn Gabi's Antlitz zu Zeiten einen müden und alten Zug wies, der fremd genug zu seiner Lieblichkeit stand, dann hatte die erste Nacht im neuen Heim daran zu arbeiten begonnen, und was ihr folgte, ihn vertieft und vollendet...

Aber Gabi klagte darum nicht. Sie wagte das nicht, weil sie Niemanden sah, der ihr hätte helfen können. Einem stärkeren Willen war Gewalt über sie gegeben worden; der hatte ihr alsbald gezeigt, wie starr und unbarmherzig er diese

zu gebrauchen gedente. Seine Nähe hatte sie schon beim ersten eristen und stummen Abendbrot, seine volle Wucht unmittelbar darnach, da man sie zu Bette geschickt, empfunden. „Ich werd' Dir's heute zeigen. Komm!“ hatte die Tante gesagt; der Oheim nickte nur stumm ab, als sie ihm gute Nacht bieten wollte. So ging sie denn ängstlich hinter der Frau einher, durch ein großes Zimmer, darin zwei Betten standen, in ein noch größeres, das unendlich öde und kahl, in dem ein einsames Lager bereitet war. Sie schmiegte sich eng und hänglich an ihre Führerin: „Da soll ich schlafen, Tant? Ich kann's nicht!“ klagte sie.

Sie erhielt keine unmittelbare Antwort: „Kniee nieder, falte die Händ' und bet!“

Sie gehorchte, dann ließ sie die fragenden Augen wandern: „Ich kann nicht beten, Tant!“

Eine fast zornige Stimme erwiderte: „Und warum nicht? Hast's nicht gelernt?“

„O ja,“ flüsterte Gabi. „Aber zu wem denn? Ich sehe keinen Jesus und keine Muttergottes und keinen Heiligen.“

„Sie ist abtrünnig geworden,“ schrie es in Salomens Seele. „Die mußt Du im Herzen tragen,“ sagte sie laut.

„Ich kann's aber nicht. Ich hab's nicht gelernt.“

„So wirst Du's jetzt.“ Eine tönende Stimme sprach ihr Wort um Wort vor; verwirrt, muthlos schluchzte sie ein Kinderstimmchen nach. Dann ging Salome; das Händchen, das sich an ihren Rock klammerte, streifte sie ab; das stehende: „Ich fürcht' mich so allein, Tant, ich werd' sterben vor Angst!“ überhörte sie. Das Licht hoch in der Hand haltend, verließ sie die Stube. Gabi aber sah ihr immer noch ungläubig nach; ein riesenhafter und ungeheuerlich wachsender Schatten lief über die Dielen, die weiße Wand entlang. Eine Thür fiel ins Schloß, und sie flüchtete in ihr einsames Bett, das ihr so unendlich groß erschien. Ein schmales Streifchen Licht glänzte noch von ferne; das erlosch, und das Kind drückte sein Köpfchen in die Kissen und schrie auf im Leide.

Es war eine laute Nacht; im Hofe war ein Hin- und Widergehen, ein Rollen und Klirren. Manchmal lohte eine phantastische Gluth darüber hin, daß die Kleine aufsprang und meinte, es brenne im Hause. Dazu sang der Bach und fauste der Nachtwind; schwante Zweige schlugen an die Scheiben, und das Lärmen scheuchte sie wieder zurück in ihr Lager. Dann erhob sie oft ihren sehnsüchtigen Ruf: „Mama, Mama!“ Nur ganz leise; sonst, so unhörbar er sein mochte, er hatte immer Erwidern gefunden. Und wie die heute nicht kommen wollte, ihre verlangend ausgebreiteten Armechen nichts fanden, das sie umfassen konnten, da erkannte Gabi erst ihren Verlust und seine ganze Größe. Das jagte sie wieder auf, zur Thür hin. Aber nicht den mindesten Laut vernahm sie, der sie irgend trösten konnte. Da warf sie sich in unsäglicher Beklemmung auf den Boden; an die harten Dielen klammerte sie sich und weinte so lange, bis sie die Müdigkeit und Bängniß in den Schummer wiegen. Und dennoch hatte Salome's waches Ohr ihr ruheloses Irren, ihr bewegliches Klagen belauscht. Aber sie versiehlte sich stille. „Das thut wie ein wilder Vogel; der lernt schon stillehalten.“ Sie muß sich gewöhnen, und küm's ihr noch so sauer. Ich werde sie ziehen; der taugt kein gut Wort, wie es der Theres nicht getaugt hat. Brav muß sie werden,“ dachte sie. Und wie viel an ihr zu bessern war nach den Begriffen ihrer Tante, das hatte die schauderns an der religiösen Verwahrlosung des Kindes gesehen: „Nicht einmal wo Gott wohnt und wie man betet, weiß sie. Aber der Rupert darf mir nicht Recht behalten, darf nicht! Und mühte ich ihr noch anders kommen, als wie sie's meint.“ Und der Gedanke an Rupert und an ihren Sieg über ihn brachte ihr den Schlaf, den sie so lange hatte ersehnen müssen, wie noch nie.

Oberhalb des Brauhauses liegt ein Himmelteich. Verborgene Wasser speisen seine in einer tiefen Mulde geborgene Gluth, und seine stille Fläche schweigt immer, auch an durchstürzten Tagen, ruhig und fast ungerührt. Rings an seinen Ufern blühen rothe Roßholzen, mit satter Gluth leuchtet die Weidenrose, Weiden niden mit ernsthaft überhängenden Zweigen, und an sonnenheißen Tagen mag man den schrillen und durstigen Ruf des Regenpfeifers vernehmen. Es ist ein trauriger Ort, und nur selten kommen spielende Kinder hierher, um flache Steine über die Gewässer hintanzu, um Papiertähue darüber hingeleiten zu lassen. Er aber ward der liebste Aufenthalt Gabi's; hierher flüchte sie, wenn ihr der Frost in

ihrem neuen Heim die tiefste Seele durchreisen wollte. Eine alte und mächtige Weide stand ganz vermorscht und fernsaul am Gestade; in ihrer Höhlung barg sie sich, wenn sie grübeln wollte, und sah auf das Gitzern und Sonnenflirren, das allenthalben war, bis ihr fast traumhaft und schwindlig ward, bis sie in halbem Schummer die Augen schließen mußte. Dann kamen ihr Bilder; dann glaubte sie die Mutter zu sehen, die ihr so ferne war und an deren Angedenken sie sich stets inniger klammerte, je minder man es im Hause ehrte. Denn ob sie nun lachte, ob sie sang — beides hier Vergehen! — immer war es Rupert's höhnisches Wort: „Die ganze Mutter, das Blut, ja das Blut!“ und immer ward Salome dann doppelt hart und abweisend gegen sie. Was konnte die Todte begangen haben? War es nicht vielleicht nur, daß sie ihre Gabi lieb gehabt? Oder war es vielleicht eine Schuld, überhaupt nur arm gewesen zu sein? Denn der Oheim mochte sie nicht; das wußte die Kleine, das sah sie klar, wenn es ihr manchmal scheinen wollte, als schliefe in der Tante eine geheime Zärtlichkeit für sie. Aber warum strich sie ihr dann nie das Haar? Warum küßte sie nie den Mund des Kindes? Bin ich vielleicht garstig geworden? dachte sie anfangs. Darüber tröstete sie aber ihr Abbild, das sie vom Weiher her grüßte und das sie häufig und gerne beguckte. Denn sie wußte um ihre Schönheit, die man ihr früh und laut genug gepriesen, und sie freute sich damit, wie mit jeder Liebkosung, jedem holden Worte, das ihr wurde, wenn sie über den Hof ging. Sie mußte gefezte Schritte dabei machen, das forderte die Tante, und der Oheim hatte für jede heftigere Bewegung jene hämische Bemerkung, die sie so haßte und die ihr den ganzen Mann so widerwärtig machte. Denn eine starke Leidenschaftlichkeit schlief in ihr. Sie konnte ehrlich lieben und ehrlich Feind sein schon in jungen Jahren. Und nichts vertieft ein Gefühlsleben so, wie die Einsamkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Bergstürze.

(Schluß.)

Es liegen an vielen Stellen auf den höheren Gebirgsabhängen gewaltige Massen von Schutt und losem Geröll, die für gewöhnlich, festgehalten durch die flache Neigung ihrer Lagerstätten, keinerlei Gefahr für die darunterliegenden Wohnstätten bedeuten. Aber eine Folge von außerordentlichen Regengüssen, ein Anwachsen der Quellen, eine oberhalb des Schuttes angehaltene und im Frühling schmelzende Lawine und ähnliche Umstände können das ganze Fundament solcher Halben in einen schlüpfrigen Brei verwandeln, auf dem alsdann die gewaltigsten Massen von Geröll, Mergel und zum Theil riesigen Blöden wie auf einer Gleitbahn ins Thal hinabkommen. Genügte doch die furchtbaren Regengüsse des Sommers 1897, um selbst im Riesengebirge neben den bekannten Ueberschwenmungen auch eine Menge kleinerer Bergstürze oder Felschälpe nach sich zu ziehen, denen ebenfalls an mehreren Stellen Menschenleben zum Opfer gefallen sind. Im Jahre 1797 wurde der Brienzer See infolge eines solchen Schuttsturzes, der einen Theil von Brienz zerstörte und dann sich in den See ergoß, auf mehrere Monate getrübt. Auch solche Katastrophen können oft recht gut vorausgesehen werden, so daß bei rechtzeitiger Vorsicht wenigstens das nackte Leben und zuweilen das bewegliche Gut gerettet werden kann. Ja, als 1770 sich die Schutthalben des Zürichberges nach anhaltender Durchtränkung des Erdbodens am Neujahrstage gegen Obertraß in Bewegung setzten, brachte man es sogar fertig, durch schnelle Entwässerungsarbeiten den Untergrund der gleitenden Massen soweit auszutrocknen, daß der Berggruß wieder zum Stehen kam. Aber solche Beispiele von aufmerksamer Beobachtung und entschlossenem Handeln sind leider so selten, wie die Katastrophen selbst häufig sind.

In der Regel sind diese gleitenden Schuttmassen weit weniger gefährlich, als die eigentlichen, sich schneller und mit verheerender Gewalt bewegenden Felsstürze. Selbst einer der gewaltigsten Schutteinbrüche der neueren Zeit, der Sturz des Hirzliberges im Frühling 1868, dessen Ursache eine schmelzende Lawine war, bewegte sich trotz der Höhe von 450 Metern, aus der er herabkam, langsam genug, um den Bewohnern von Wilten im Glarus Zeit genug zur Flucht zu lassen. Im oberen Theile des Rinsches, wo der Schlamm mit gewaltigen Steinblöden untermischt war, vollzog sich die Bewegung mit der furchtbaren Gewalt eines herabdonnernden Wasserfalles, ganze Wälder vor sich herfegend, aber zuletzt gelang es doch einem breiten, oberhalb des Dorfes stehenden Wäldchen, unter eigener Vernichtung die größte Menge der herabkommenden Steinblöde aufzuhalten, und nur floß der Schlamm in langsamerem Strome 48 Stunden lang gegen und über das Dorf hin. So gemächlich und gleichsam rücksichtsvoll spielt sich bei den eigentlichen Felsstürzen, wenn ihre Bewegung einmal begommen hat, die Katastrophe nicht ab. Die eindrucksvolle Schilderung, welche Berlepsch in seinen Wildern aus den Alpen von dem furchtbaren Bergsturz

(Nachdruck verboten.)

bei Goldbau giebt, gewährt ein Bild von der plötzlichen, verheerenden und alle anderen Ausdrücke der Naturkraft über-treffenden Gewalt, mit der die einmal entsefeltesten Elemente der Schwere und Bewegung auf diesen geneigten Abhängen sich Bahn brechen. Und doch spielte sich auch hier, wo Hunderte von Menschen dem Schicksal nicht zu entriemen vermochten, die Katastrophe gleichsam in mehreren Absätzen ab. Erst begannen die Massenflächen der Rütthweide an der halben Höhe des Rothberges lebendig zu werden, dann bewegten sich ganze Tannenwälder der Tiefe zu, Matten und Wiesen, Häuser und Höfe hoch oben am Abhang begannen zu gleiten und dann endlich erfolgte unter Donnern und Krachen, Draußen und Rollen der plötzliche Zusammensturz der ganzen Steinbergerfluh. Nur erst begann das eigentliche Zerstörungswerk. Von dem schauerlichen, wirbelnden Durcheinander der Milliarden Bestandtheile vom hausgroßen Block bis zum Staubatom, in welche sich gleich darauf die steile Bergwand aufgelöst hatte, und die nun mit wahnwitziger Eile über den geneigten Berg-abhang ins Goldauer Thal hinabstürzten, hat Verlepsi eine un-vergeßliche Schilderung entworfen: „Hausgroße Gebirgsbrocken mit aufrecht darauf stehenden Tannen sausten, wie von dämonischen Fäusten geschleudert, frei schwebend, gleich fliegenden Vögeln, hoch durch die Lüfte; andere Felsenstücke ricolletirten wie Geschosse einer Riesentanonade, von Zeit zu Zeit aufsehend, immer wieder in hohem Bogen emporgeschleudert; noch andere prallten auf ihrer Sturzbahn mit ihren Sturmesgenossen zusammen und zerspritzten wie die Funken weißglühender Eisenstangen unter der Wucht des Eisenhammers. Es war eine Szene aus dem Titanen-kampfe der griechischen Mythie.“ Noch heute wird jedem Aigibefucher an der gegenüberliegenden Flanke des Rothberges die breite Sturz-bahn des fast 100 Jahre alten Berggrutes gezeigt, die in einer Breite von 5 und in einer Länge von 6—7 Kilometern fast von der Höhe des Berges bis zur Straße zwischen Arth und Steinen hinab-zieht und die Thalsohle bis weit auf den entgegengesetzten Abhang hinauf verwüstet hat.

Glücklicherweise sind Katastrophen dieses Umfanges selten und noch seltener, vielleicht einzig dastehend, sind derartige Einbrüche, wie sie in vorhistorischer Zeit, ja wohl schon in einer früheren geologischen Epoche das Thal des Vorderrheins zwischen Flims und Verlam, Reichenau und Planz zugeschüttet hat. Die Schutthalbe dieser, sonst unseres Wissens beispiellosen Katastrophe, die vielleicht allein in den Alpen den Namen eines Bergsturzes, nicht nur eines Sturzsturzes verdient, beginnt an jener merkwürdigen Vereinigungs-stelle des Vorder- und Hinterrheins, wo die von Chur kommende Straße den Strom verläßt, um hüben und drüben an den Berg-wänden emporzusteigen. Sie zieht hier über Verlam und Kästris, dort über Tamins und Flims, auf- und absteigend zwischen bedeutenden Berghöhen und tiefen Tälern, und umgürtet einen öden Landstrich von 3 bis 5 Kilometern Breite und 12 Kilometern Länge, um sich endlich bei Planz wieder zu vereinigen. Dieser ganze Landstrich zwischen den beiden Heer-strassen, aus Berg und Hügel in verworrener Gestaltung bestehend, von dichten Tannen- und Lärchenwäldern überwuchert, von acht kleinen Seen erfüllt, bildet den Schauplatz eines einzigen Berg-sturzes, der schon vor der Eiszeit von den hohen Kalkwänden des Segnespases herabgekommen sein muß. Der Rhein und seine Nebenflüsse haben sich in tiefen, unzugänglichen Schluchten ihren Weg durch das Bergland gebahnt, das durch diesen Sturz entstand, die Straßen aber folgen weit vom Strome entfernt hüben und drüben in beständigen Vergang und Vergab den Dörfern und Städten, welche allmählig, die wilde Einöde zu beiden Seiten der Rheinschlucht stehend, hoch an den Klanten des ehemaligen Rheinthales entstanden sind. Als ragender Denk-stein der alten Katastrophe aber redt noch heute hoch über Flims der Crap da Flen oder Flimser Stein nördlich von Flims seine letzten und steilen Felswände, von denen sich einst vielleicht die nieder-stürzenden Felsmassen gelöst haben, 1500 Meter empor. Ob solche Bergstürze gewaltigsten Umfanges häufiger oder nur ganz vereinzelt an der heutigen Gestaltung der Alpenhöhlen gearbeitet haben, bleibt wohl der weiteren Forschung vorbehalten zu entscheiden, daß aber im Kleinen nicht nur die nagende Kraft der Berggewässer, sondern auch die unmittelbarer wirkende Kraft der Schwere oft genug ihre Veränderungen an der Gestalt der Berge hervorbringen, beweisen fast jährlich gewaltige und oft genug schreckensvolle Ereignisse. —

Reinhold Spamer.

Kleines Feuilleton.

h. Vornehm. Die alte Frau war eben dabei, sich einen Alpen-beißchentopf anzuschauen. Da wurde die Ladenthür aufgerissen, und ein Schwarm junger Damen drängte herein. Die eine, mit dem sicherem und würdevollen Ausdruck der jungen Frauen, trat vor. Die andern gingen neben und hinter ihr. Sie traten an der Ver-käuferin vorbei auf den Ladentisch zu, wo die abgeschnittenen Blumen in hohen Vasen standen.

„Was kostet dieser Topf?“ fragte die alte Frau, ein Alpen-beißchen hochhaltend.

Die Verkäuferin wollte den Preis nennen, da rief die junge Frau: „Was kosten die Azaleen? Diese hier, mit den langen Stielen, und diese mit den kurzen Stielen?“

Die Verkäuferin wollte sich wieder der alten Frau zuwenden, nachdem sie den Damen zugerufen hatte: „Bitte, einen Augenblick!“ Doch da rief eine der jungen Mädchen: „Und die Rosen?“

Die Verkäuferin wendete sich um: „Bitte einen Augenblick!“

Da flüsterte ein anderes junges Mädchen, daß es in dem kleinen Laden bis in jede Ecke gehört werden konnte: „Ach, ist das hier eine vornehme Bedienung!“ damit drückte sie ihre Nase in eine Nase, daß die Blätter der Blume auseinanderfielen.

Die Verkäuferin sah die alte Frau an. Diese zwinkerte nur mit den Augen, setzte den Blumentopf zurück auf das Gestell in die Reihe der anderen Alpenbeißchen und legte die Arme über der Brust zu-sammen. Die Verkäuferin ging zu den Damen, die dabei waren, die Blumen aus den Vasen zu zerrren und sie durcheinander zu werfen.

„Was wünschen Sie?“ fragte sie höflich.

„Etwas Tafelschmuck. Ein bißchen was Besonderes!“ antwortete die junge Frau.

„Da sind hier Azaleen . . . oder Nelken . . . oder Orchideen. Ach bitte, werfen Sie die Blumen nicht so umher!“ bat sie noch immer ruhig.

Die jungen Mädchen sahen spöttisch lächelnd einander an.

Die junge Frau fragte nach den Preisen. „Ach, ist das theuer!“ schrien die Damen, als die Verkäuferin die Preise genannt hatte. „Haben Sie nichts Billigeres?“

„Ja, Weilschen und Schneeglöckchen.“ Sie schob ihnen zwei Schüsseln voll der kleinen Blüten hin.

„Ach nein! Das ist so etwas Alltägliches! Das hat ja ein Jeder! Das ist gar nicht vornehm,“ meinten die Damen und ver-zogen ihre Gesichter.

Die Verkäuferin blieb ganz gelassen.

„Ja,“ erklärte die junge Frau; „ich würde ja die Azaleen nehmen — aber Sie müssen mir ein Bruch Nelken zugeben.“

„Bedauern — ich bin nicht Geschäftsinhaberin; das darf ich nicht!“ erwiderte die Verkäuferin.

„Na — aber ein paar Rosen?“

„Es thut mir leid . . .“ Die Verkäuferin zuckte die Achseln.

„Nein, nein; dann lassen wir es!“ meinten die Damen ver-lezt und gingen hinaus durch die Thür, die sie beim Eintritt offen gelassen hatten.

„Ist das ein unvornehmtes Geschäft!“ sagte die Eine noch mit einem verachtungsvollen Blick durch das Schaufenster.

Die alte Frau, die sich unterdessen die Blumen an den Wänden und im Schaufenster betrachtet hatte, trat wieder zu dem Alpen-beißchentopf zurück und fragte, als wenn sie nicht unterbrochen worden wäre: „Was kostet der Topf?“

„Sechzig Pfennige!“ sagte die Verkäuferin freundlich.

Ohne ein Wort zu sagen, holte die alte Frau ihr Portemonnaie unter der blauen Schürze hervor und bezahlte. —

Völkerrunde.

— Ueber den Defemer, die malte volksthümliche Waage der norddeutschen Küstengebiete, sprach Sodeland in der letzten Sitzung des „Vereins für Volkskunde“. Er führte nach einem Bericht der „Voss. Ztg.“ Folgendes aus: Die Waage besteht aus einem Stabe, der an einer Seite in eine mit Blei oder sonstwie beschwerte Ver-scheidung ausläuft, am anderen Ende trägt er einen Haken zum Auf-hängen der zu wägenden Last. Seiner Länge nach ist er mit einer Eintheilung versehen, gewöhnlich mittels eingeschlagener Messingstifte. Gewisse Stellen dieser Eintheilung sind dadurch hervorgehoben, daß zwei oder drei Stifte nebeneinander stehen. Die ganze Vor-richtung wird an einem Bindfaden aufgehängt, dessen Ende an den Enden eines hölzernen Handgriffs befestigt sind. Er wird beim Wägen so lange hin und her geschoben, bis das Gleichgewicht des Waagebalkens, als welcher der horizontal gelegte Stab gelten muß, erreicht ist. An der Eintheilung des Stabes liest man das Gewicht ohne weiteres ab. Es versteht sich von selbst, daß genauere Wägungen mit diesem einfachen Gerath nicht anzuführen sind, und da außer-dem die Möglichkeit betrügerischer Handhabung sehr nahe liegt, so ist der Defemer nicht nur allmählig außer Gebrauch gekommen, son-dern vielfach sogar verboten. An seine Stelle ist die bekannte Waage getreten, die noch jetzt auf unseren Märkten, z. B. zum Wägen der geschlachteten Gänse benutzt wird. Statt des verchieb-lichen Aufhängepunktes bei feststehendem Gewicht, wie das dem Defemer zukommt, hat sie einen festen Aufhängepunkt und ein ver-schiebliches Gewicht. Die auf das Verbreitungsgebiet des Defemer gerichteten Untersuchungen des Vortragenden ergaben, daß er nur in Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Pommern, Brandenburg, Posen, West- und Ostpreußen bekannt ist. In Mecklenburg-Strelitz kann man ihn sogar noch neu anfertigen lassen. Der Eintheilung der Ge-wichtsskala liegt meist die Zahl 7 zu Grunde, aber auch die 5, 6, 10, 15 und 21. Der Vortragende hat 26 Defemer zu sammeln ver-mocht, und das Museum für Volkstrachten enthält weitere vier. Jeden-falls sind für diese verschiedenen Eintheilungen theils allgemeinere (Piespfund), theils örtliche Gewichtssysteme maßgebend gewesen. Mehrere Defemer haben eine doppelte Skala. An ihrem Gebrauchs-orte sind also zwei verschiedene Gewichtssysteme entweder neben-einander oder nacheinander in Kraft gewesen. Ein aus der Gegend von Remel stammender Defemer zeigt z. B. sowohl die dem russischen, wie die dem preussischen Gewichtssysteme entsprechende Eintheilung; er diente eben dem Grenzverkehre. Von einem anderen, aus Mecklenburg stammenden, ist beglaubigt, daß er die zweite Skala

bei Einführung des neuen Gewichtes erhielt. Betreffs der Schreibweise Vesemer, die sich statt Vesemer mancherorten vorfindet, hat der Vortragende ermittelt, daß man in Schlesiwig-Kollstein und in Ostpreußen Vesemer, überall anderwärts aber Desemer sagt. Da nun Schneelwaage im Russischen Besment, im Dänischen Bismer heißt, so nimmt Sodeland an, daß der ursprüngliche Ausdruck Vesemer in jenen Gegenden allmählig unter dem Einfluß der fremdsprachlichen Bezeichnung in Vesemer umgewandelt ist. In Schlesiwig-Kollstein sagt man zudem Vesmer, was jener Ansicht eine weitere Stütze verleiht. Auch Birchow ist der Ansicht, daß Vesemer als der ursprüngliche Ausdruck anzusehen ist, während Andere glauben, das ursprüngliche Wort Vesemer habe sich, weil man den „Dezem“ (für die Geistlichkeit) auf der Waage abwägen mußte, in Vesemer verwandelt. —

Geographisches.

— Aus Parland theilt der englische Kapitän Deash der Londoner Geographischen Gesellschaft kurz die Ergebnisse seiner im vergangenen Sommer in diesen Theilen Zentralasiens ausgeführten Reisen mit. Deash hatte versucht, über den Kwenlum, westlich von den durch den Russen Koborowsky erforschten Gebieten des Gebirges, einen Weg nach dem nördlichen Tibet zu finden. Der Versuch war indessen mißglückt infolge Wassermangels und des Vorhandenseins einer Kette von Schneebergen, deren Südseite er bereits 1896 aufgenommen hatte. Auch hinderte ihn der Statthalter der Stadt Keria (am Keria-Daria) daran, südwärts über Kolu nach der südlich vom Kwenlum liegenden Wüste Afsai-Schin („Weiße Wüste“) zu gelangen. Trotzdem glückte Deash bei diesem Versuch eine nicht unwichtige Entdeckung, indem er die Quelle des Khotan-Daria — eines Quellflusses des zum Lob-Nor gehenden Tarim — auffand. Sie liegt im Kwenlungebirge, unter 35° 35' n. Br. und 81° 40' ö. L., also in der Nähe des oberen, zuletzt von Sven Hedin erforschten Keria-Daria, und erheblich südlicher, als man bisher angenommen hatte. Deash gedachte, im kommenden Frühjahr von Parland aus von neuem nach dem Khotan-Daria und der Wüste Afsai-Schin aufzubrechen. —

Aus dem Thierleben.

— Löwen in Deutsch-Ostafrika. In der Massai-Steppe, die sich bis zum Viktoriasee und weit hinein in deutsches und englische Gebiet ausdehnt, finden sich neben vielen anderen Thieren auch Löwen. Wie die „Oesterreichische Monatschrift für den Orient“ erzählt, ist in den Selbwohnenheiten und dem Charakter der Löwen wohl etwas Gemeinsames, doch kam nach dem Urtheil erfahrener Löwenjäger, z. B. Kirby's, jeder seine eigene Individualität besitzen, und je nach der Lage verschiedene handeln. Im Allgemeinen sucht der Löwe vor dem Menschen sein Heil in der Flucht; selbst wenn er beim Mahle gestört wird, geht er in der Regel, wenn er die Annäherung des Menschen gewahrt wird, sehr schnell und erschreckt fort. Werden Löwen in unmittelbarer Nähe überfallen, so springen sie gewöhnlich mit tiefem kurzen Grunzen davon. Ein halb verhungertes und ein verwundeter Löwe ist jedoch ein ganz anderes Wesen; dieser nimmt den unvorsichtigen Jäger oft an. Ein Löwe greift jedoch niemals weiter, als auf höchstens 27 Meter Entfernung an. Er beginnt mit einem aufsteigend langsamen Trab — infolge der großen Länge des Thieres ist die schnell zurückgelegte Strecke aber doch beträchtlich — pflügt in einer Entfernung von ungefähr 20 Schritten zu halten, das große Haupt tief zwischen die Schultern geneigt und dabei unaußhörlich zu brüllen. Wenn er dann nicht geschossen wird, springt er mit einem heftigen Anprall an, aber springt nicht. Die Sprungkraft des Löwen wird überhaupt bei Weitem überschätzt. Die Thiere sind geradezu springfaul und geben sich sehr selten die Mühe, selbst den kleinsten Bach zu überpringen, sondern ziehen es vor, herum oder hindurch zu gehen. Mehr als 20 Fuß ebenen Grund kann ein Löwe mit einem Sprunge überhaupt kaum beden; Kirby sah allerdings einmal eine Löwin auf ein Ufer springen, welches mindestens 20 Fuß hoch war, wobei sie gar keine Kraft aufzuwenden schien. Ueber die Fähigkeit des Löwen, Bäume zu erklettern, liegen bis jetzt wenig genaue Beobachtungen vor; doch ist ein Fall bekannt, wo eine Löwin 20 Fuß auf einen Baum kletterte, um sich getrocknetes Fleisch zu holen, das dort aufgehängt war. Uebrigens würde einem schweren männlichen Löwen das Klettern unmöglich sein, weil die Kraft der Klauen nicht ausreicht, um den Körper zu halten, doch würde eine Löwin es wohl fertig bringen. Die Klauen der leichteren Leoparden und andern Raubthieren sind stärker im Verhältnis zu dem Gewicht, welches sie zu tragen haben, so daß diese Thiere sehr leicht Bäume erklettern können. Wie der Tiger, so richtet sich auch der Löwe an einem Baum auf, um den zu erreichen, der ihn verwundet oder der seine Aufmerksamkeit nach einer Verwundung auf sich gezogen hat. Ein vollkommen ausgewachsener Löwe pflügt von einem erbeuteten Thier 40 Pfund Fleisch auf einmal zu fressen. Ist es groß genug, daß es ihm in der zweiten Nacht noch einmal Nahrung geben kann, so frißt er dann mehr, wahrscheinlich weil er mehr Zeit dabei hat. Das Fressen, wobei das Fleisch in großen Stücken verschlungen wird, ist von einem häßlichen und unangenehmen Grunzen begleitet. Hat der Löwe 1½—2 Stunden gegessen, dann geht er zu Tränke, frißt darauf wieder 2 Stunden und nimmt wieder Wasser zu sich und trinkt nach einem dritten Versuch des zerrissenen Thieres noch einmal, ehe er sich für den Tag zur

Ruhe legt. Selbst wenn der Raub fern vom Wasser liegt, gehen die Löwen unfehlbar trinken. Die Thiere schlürfen laut und augenscheinlich mit vielem Vergnügen und pausieren immer zwischen drei und vier Zügen; selten kommen sie zweimal an dieselbe Stelle des Wassers zum Trinken. Tags über liegt der Löwe in irgend einem dicken Busch mit vielem Schatten in der Nähe des geschlagenen Thieres oder in einer größeren Fläche von langem trockenem Gras. Nach den Erfahrungen verschiedener Löwenjäger ist der ostafrikanische Löwe dem Jäger im Ganzen nicht so gefährlich, wie der süd-afrikanische. —

Gesundheitspflege.

ss. Gesundheitsgefährliches Papier. Das in französischer Sprache erscheinende „Bulletin zur Fürsorge für schwindsüchtige Kinder“ giebt die Nachricht wieder, daß die Sparkasse in Brüssel soeben eine besondere Vorrichtung getroffen hat, um sämtliche Sparbuchscheine und andere Papiere, die bei ihr eingehen, sorgfältig zu desinfizieren. Zu diesem Zwecke werden alle diese Schriftstücke für mehrere Stunden mit Formaldehyd-Dämpfen behandelt. Das Verfahren, das übrigens schon seit längerer Zeit vorgeschlagen und auch verschiedentlich angewandt wird, ist sehr einfach und verbürgt einen sicheren Erfolg. Seit seiner Einführung in der Brüsseler Sparkasse sind angeblich alle Erkrankungen an ansteckenden Leiden unter dem Personal vollkommen verschwunden. Genaue Untersuchungen haben festgestellt, daß die in der beschriebenen Weise behandelten Papiere einen vollkommen keimfreien Zustand erhalten. Gewisse Banken haben nach demselben System die Desinfektion des Bargeldes zur Fürsorge für ihre Beamten eingeführt. Die Bank von England giebt überhaupt nur neue Banknoten aus, indem sie alle alten Scheine sofort nach Eingang verbrennt. An Stelle dieses durchgreifenden und sicherlich sehr empfehlenswerthen Brauches könnte auch die Desinfektion der alten Banknoten den Zweck erfüllen. Ferner muß darauf hingewiesen werden, daß die ansteckende Gefahr des Bargeldes noch weit übertroffen wird durch den Zustand der Bücher in öffentlichen Bibliotheken und in privaten Leihbibliotheken. Man kann sich vorstellen, daß ein Aufsehen erregender Roman durch sehr viele Hände geht, und daß unter den Lesern gerade eine große Zahl von Leuten sich befindet, die durch Krankheit zur Ruhe genöthigt sind. Es wäre sehr wünschenswerth, daß gerade diese Bücher einer sorgfältigen gesundheitsgemäßen Behandlung unterworfen würden. Allerdings sind die Formaldehyd-Dämpfe dazu noch nicht ganz geeignet, indem unter ihnen die Haltbarkeit der Einbände zu leiden pflegt. —

Technisches.

— Eine automatische Maschine für Einschreibebriefe hat die Postbehörde der Vereinigten Staaten eingeführt. Der Apparat wird in folgender Weise gehandhabt: eine Silbermünze von 10 Cents, die Gebühr eines Einschreibebriefes innerhalb der Staaten der amerikanischen Union, wird in die Öffnung geworfen, worauf sich eine viereckige Eisenplatte automatisch öffnet und eine Rolle weißen Papiers bloßlegt. Auf dieses schreibt der Absender seinen und den Namen des Empfängers und bewegt darauf den am oberen Theil des Automaten befindlichen Hebel, der sodann den Briefeinwurf öffnet. Hierauf wird die Kurbel in Bewegung gesetzt, bis ein Glockensignal anzeigt, daß der Brief empfangen und die Schreibfläche wieder verschlossen ist. Das Herausziehen des großen Hebels bewirkt die Auslieferung eines Duplikats des Aufgabescheins, auf welchem sich gleichzeitig die laufende Nummer und Quittung des Postmeisters nimmbar befinden. Der mit der Entleerung des Apparats betraute Beamte kann keinen der Briefe sehen oder in die Hand nehmen. Die Münzen fallen so, daß sie mit jedem Briefe zusammenliegen, so daß der Aufgeber eines defekten Exemplars leicht zu ermitteln ist. Wie verlautet, sollen auch bei der deutschen Reichspost Versuche mit dieser neuen Maschine angestellt werden. — („Mutter Erde“.)

Humoristisches.

— Boshafte Ablehnung. Dichterling (der mit einer jungen Dame auf den See hinausgerudert): „Jetzt möchte ich Ihnen meine neuesten Gedichte vorlesen.“
 Dame: „Da irren Sie sich aber, wenn Sie glauben, ich könnte nicht — schwimmen.“ — („Morgend. Hum. Bl.“)
 — Kalt. Sie (vor einem Juwelierladen): „Nurig, ich bin wie versteinert von dem Schmud!“
 Er: „Weib's!“ —

Notizen.

— Die Sammlungen für das Goethe-Denkmal in Straßburg haben bisher 60 379 M. ergeben. —
 — Emanuel Hannak, einer der hervorragendsten Pädagogen Oesterreichs, ist am Montag in Wien gestorben. —
 — Die 6. Versammlung deutscher Historiker wird zu Ostern 1900 in Halle stattfinden. —
 — Der Vorstand des Vereins für öffentliche Gesundheitspflege hat beschossen, die diesjährige Generalversammlung vom 13.—16. September in Nürnberg abzuhalten. —
 — Das Aluminium soll jetzt auch zur Herstellung künstlicher Glieder verwendet werden. —